



STEVEN R. MUSICK
PAUL J. PASTOR

Im Himmel wurde ich heil

Wie ein Nahtod-Erlebnis
mein ganzes Leben veränderte

BRUNNEN

„Im Himmel wurde ich heil“
208 Seiten
ist erschienen unter der
ISBN 978-3-7655-0986-5



E-Book

ISBN 978-3-7655-7506-8

© der deutschen Ausgabe Brunnen Verlag Gießen 2018
Umschlagfoto: Shutterstock
Umschlaggestaltung: Daniela Sprenger

www.brunnen-verlag.de


„Himmelskugeln“

Es war im Frühling 1980, vier Jahre nach meinem Nahtod-Erlebnis. Ich saß in der hinteren Ecke eines Frühstückscafés, dessen Spezialität Pfannkuchen waren, und traf mich mit einem Kunden zu unserem frühmorgendlichen Termin. Ich trug einen Nadelstreifenanzug mit Krawatte und blank polierte Schuhe, um meine Jugend und meine schlechte Gesundheit so gut es ging zu kaschieren. Der Kunde kam auf die Minute pünktlich. Er trat in das Restaurant, erspähte mich in meiner Ecke, winkte mir zu und setzte sich zu mir.

Während wir uns unterhielten, sah ich, wie ein Mann mit seinem kleinen Sohn ins Restaurant kam und sich an einem Tisch neben der Kasse niederließ. Er sah wie ein Holzfäller aus, bis hin zur passenden rotweiß karierten Jacke. Er zog die Jacke aus und warf sie auf die Bank neben

sich. Sein Sohn war ein lebhafter Sechsjähriger mit blonden Haaren und blauen Augen, der Feuer und Flamme zu sein schien, dass er hier mit seinem Vater frühstücken konnte. Er weigerte sich, einen Kindersitz zu benutzen, und kletterte stattdessen auf die Bank, wo er sich hinbockte.

Ich war mitten in meiner Präsentation, als unser ruhiges Gespräch abrupt unterbrochen wurde. Der Holzfällertyp langte über den Tisch und gab seinem Sohn eine Ohrfeige, dass dieser von der Bank auf den Fußboden fiel. Die Gespräche im Restaurant verstummten.

Ich merkte, wie irgendwo in mir ein Schalter umgelegt wurde; es musste wohl mit der Gewalt zu tun haben, die ich selbst als Kind erlitten hatte. Ich nickte meinem Kunden zu. „Entschuldigen Sie mich einen Augenblick.“

Ich ging zu dem Jungen, der weinend auf dem mit Teppich ausgelegten Fußboden lag, hob ihn vorsichtig hoch und nahm ihn in die Arme. Er blutete nicht. Gut. Ich setzte den Jungen wieder auf seine Seite des Tisches und nahm neben ihm Platz. Dann beugte ich mich nach vorne, zu dem Holzfällertyp hin.

„Sir, Sie sollten Ihren Sohn um Entschuldigung bitten für das, was Sie da gerade gemacht haben.“

Der Mann starrte mich an. Er konnte es wohl nicht fassen, dass dieser schwächliche Typ in Schlips und Anzug ihn zur Rede stellte.

„Was erlauben Sie sich da? Was geht Sie das an?“

„Ich bin jemand, der Sachen wie die, die ich da gerade mitbekommen habe, nicht durchgehen lässt. Noch einmal: Bitten Sie Ihren Sohn um Entschuldigung!“

„Und wenn ich das nicht mache?“

Ich drehte mich zur Frau an der Kasse um. „Rufen Sie die Polizei! Sagen Sie, dass wir die Polizei, einen Krankenwagen und jemanden vom Jugendamt brauchen!“

Ich wandte mich wieder dem Holzfällertypen zu. In mir spürte ich eine Autorität, die viel stärker war als meine eigene. „Wenn Sie sich nicht sofort bei Ihrem Sohn entschuldigen, werde ich mit Ihnen das machen, was Sie gerade mit ihm gemacht haben.“

„Wer gibt Ihnen das Recht, sich in meine Angelegenheiten einzumischen?“

„Wer gibt *Ihnen* das Recht, Ihren Sohn für nichts und wieder nichts zu schlagen? Ich sehe doch, dass das nicht das erste Mal war.“

„So hat mein Vater mich halt auch erzogen. Und jetzt hauen Sie ab!“ (Die Flüche, mit denen er seine Sätze garnierte, habe ich ausgelassen.)

Ich sah ihn fest an. Ich erinnerte mich an meine Kindheit. „Als Sie so alt waren wie Ihr Sohn, wie hat es sich da für Sie angefühlt, dauernd Schläge zu kriegen?“

Das saß. Ich merkte, dass die Worte ihn ins Herz trafen. Das Einzige, was man im Restaurant hörte, war die metallische Stimme aus der Notrufzentrale, die aus dem

alten Telefon hinter der Theke kam. „Was ist der Grund für Ihren Notruf? Hallo? Hallo?“

Die Augen des Holzfällertyps füllten sich mit Tränen.

„Sagen Sie, dass das gerade ein Versehen war!“, rief ich der Frau an der Kasse zu. „Die brauchen nicht zu kommen, es ist alles okay.“

Ich blickte wieder zum Vater des Kindes. Einen Augenblick lang schien die Zeit stillzustehen. „Sie waren lange genug in dieser Spirale der Gewalt gefangen. Brechen Sie aus. Lassen Sie das hinter sich. Tun Sie es hier und jetzt. Bitten Sie Ihren Sohn um Entschuldigung.“

Der Mann tat es.

Zum ersten Mal, seit ich im Anderen Land mit Jesus spazieren gegangen war, fühlte ich mich wieder wie im Himmel. Völlig unerwartet spürte ich eine Welle der Tiefe, der Heilung, der Barmherzigkeit, des „Alles ist gut“. Ich spürte die ausgestreckten Hände der Freude und des Friedens. Alles war gut, und das „Alles“ war mehr als das, was man in der Gaststube sehen konnte. Menschenworte reichten nicht, um es zu erklären. Da war plötzlich ein unsichtbares Band, das von diesem Frühstückscafé in Colorado direkt in die himmlische Welt führte. Ich kann es nur so beschreiben, dass ich für einen kurzen Augenblick etwas Ähnliches spürte wie die Gegenwart von Jesus damals im Himmel. Es überraschte mich, es hüllte mich ein, es überwältigte mich. Ich war nicht der Einzige, der das

spürte. Dieses Gefühl war wie eine unsichtbare Kugel, zart und schön.

Als die Kassiererin den Telefonhörer wieder auflegte, begann sie zu weinen, die Hand vor ihrem zitternden Kinn. Ein paar Schritte weiter fuhren die Café-Gäste fort, ihre Pfannkuchen zu schneiden und ihre Eier mit Speck zu essen. Das kleine Drama, das sie beim Frühstück gestört hatte, war schon wieder vergessen.

Einen heiligen Augenblick lang spürte unsere kleine Gruppe die Gegenwart Gottes, seine Liebe, seine ausgestreckten Arme. Wir waren eingehüllt von Freude, festgehalten und doch frei, unsere Augen sahen das Leben aus einer Perspektive, die höher war als die der Menschen.

Ich ging zurück an meinen Tisch und setzte mich wieder zu meinem Kunden, meine Seele zugleich erschüttert und zum ersten Mal seit vier Jahren erfüllt und satt.

Mein Kunde starrte mich ungläubig an. „Das ist das Unglaublichste, was ich je erlebt habe! Wo haben Sie denn diesen Mut her?“

Ja, woher? Ich wusste nicht, wie ich es formulieren sollte. Von einem Ort, von einer Person, weit entfernt. Oder doch nicht weit. Vielleicht viel näher, als ich gedacht hatte.

Dies war nur der erste von mehreren solcher schier unglaublichen Augenblicke, die ich erleben sollte. Ich erkannte diese Augenblicke daran, dass plötzlich Gottes Gegenwart aufblitzte, auf eine Art, die unerwartet war.

Ich fing an, diese Szenen „Himmelskugeln“ zu nennen, denn so ähnlich fühlten sie sich an. Nein, nicht bunte Seifenblasen, die ziellos durch die Luft schwebten, um dann zu zerplatzen, sondern unsichtbare Kugeln, die kostbar, unendlich fein und von unersetzlichem Wert waren. Augenblicke der intensiven Nähe Gottes. Mit Boten aus der anderen Welt, die kommen und wieder gehen und uns daran erinnern, wie unsere Welt eigentlich sein sollte.

Jedes dieser Erlebnisse erinnerte mich daran, wie der Himmel sich angefühlt hatte. Manche von ihnen waren Begegnungen oder Gespräche, die ich nie wieder vergaß und die auf eine gute Art ungewöhnlich und tiefgründig waren. Manche waren ziemlich alltäglich, andere (aber nicht alle) buchstäblich wunderbar. Ihr untrügliches Markenzeichen war das Gefühl, dass ich so etwas Ähnliches schon einmal erlebt hatte. Dort – im Himmel. Sie hatten eine Tiefe und ein unerklärliches Etwas, die ich als Gottes Gegenwart und Liebe erkannte. Der rote Faden, der diese Erlebnisse zusammenhielt, war das Gefühl, wieder zurück im Himmel zu sein, diese unerhörte Liebe, Freude und Klarheit zu spüren. Es waren die gleichen Gefühle, vielleicht nicht genauso stark, aber genauso vollwertig. Wie ein Echo vielleicht. Der gleiche Klang, nur leiser und aus größerer Ferne.

Diese Augenblicke stachen natürlich aus meinem Alltag heraus und gaben meinem Leben Farbe. Sie passierten nicht oft, aber oft genug, dass sie mir Kraft zum Weiter-

leben und zum Warten auf die Gegenwart Gottes schenken. Sie passierten gerade häufig genug, um mich daran zu erinnern, dass Gott ja nicht nur im Himmel ist, sondern auch hier, in unserem Leben. Sie zeigten mir: *Wenn du auf der Erde bist, bist du immer noch in der Gegenwart Gottes.*



Die nächste große „Himmelskugel“ ereignete sich am Bett einer Kundin, die kurz vor dem Tod stand. Manchmal geht es in meiner Firma auch um Entscheidungen, die mit der Gesundheit oder dem Ende des Lebens zu tun haben. Als Alices Verwandte mich anriefen, ahnte ich, was jetzt kommen würde. Sie eröffneten mir, dass Alice auf der Intensivstation lag. Es war ein Wunder, dass sie den Schlaganfall überlebt hatte, aber seit sieben Tagen lag sie im Koma, und jetzt war es so weit. In Alices Unterlagen stand auch mein Name, ich kannte die Familie gut, und jetzt bat man mich also, zu kommen, um mit dabei zu sein, wenn es zu Ende ging.

Alices engste Verwandte waren da, dazu der Gemeindepfarrer, der gekommen war, um Alice die Sterbesakramente zu spenden. Ich stand dabei und hörte zu, wie der Priester flüsterte: „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes: Geh ein zu den himmlischen Heerscharen.“

Niemand schien dem Priester zuzuhören. Die Schwestern entfernten den Beatmungsschlauch.

Gleich würde sie in den Himmel hinübergehen. Doch stattdessen hustete sie zweimal und wachte auf.

„Verdammt noch mal, das gibt’s doch nicht!“ Der Arzt war geschockt.

„Seien Sie vorsichtig mit Ihren Worten, Doktor.“ Der Priester legte eine Hand auf die Schulter des Arztes. „Sie stehen auf heiligem Boden.“

Und ob. Mir war sofort klar, wo Alice in den letzten sieben Tagen gewesen war. Es stand ihr ins Gesicht geschrieben. Sie war im Anderen Land gewesen. Gott und Alice hatten unsere ungeteilte Aufmerksamkeit. Dies hier war ein Wunder. Ich hatte das Gefühl, dass die Gegenwart Gottes bald das ganze Zimmer ausfüllte. Wir alle spürten es, aber ich schätze, nur Alice und ich begriffen es in seiner ganzen Tiefe. Es gab kein trockenes Auge mehr in dem Zimmer.

Ein paar Tage später war Alice wieder zu Hause und organisierte Termine mit ihren diversen Verwandten. Auch mich wollte sie noch einmal sehen und rief mich an. „Kannst du jetzt gleich kommen?“, sagte sie. „Ich weiß nicht, wie viel Zeit ich noch habe.“ Ich ließ mir das nicht zweimal sagen, und dann saßen wir also zusammen im Wintergarten an der Rückseite ihres Hauses. Sie war einer jener Menschen mit einem „grünen Daumen“; was sie pflanzte, das wuchs und gedieh.

Sie saß hoch aufgerichtet auf ihrem kleinen Hocker, im Schoß ihre Gartenhandschuhe. Mit einem mütterlichen Blitzen in den Augen beugte sie sich in meine Richtung und sagte geradeheraus: „Erzähl mir mal, wie das bei dir war im Himmel.“ Ich hatte ihr kein Wort über mein Erlebnis gesagt, aber irgendwie schien sie Bescheid zu wissen. Es besteht eine Art Seelenverwandtschaft zwischen denen von uns, die schon einmal im Himmel waren, aber nicht bleiben durften.

Den ganzen Nachmittag saßen wir dort zusammen und tauschten uns über unser Erleben aus. Es war erstaunlich, wie viel Ähnliches wir erlebt hatten, aber die Unterschiede waren nicht weniger überraschend. Halb erwartete ich, dass gleich die nächste „Himmelskugel“ uns umhüllen würde. Das geschah nicht, aber ich fühlte mich wie ein geliebter Sohn von Alice, wie einer aus ihrer großen Familie, und sie war wie eine Mutter. Dieses Gespräch war eine Maßarbeit Gottes, der genau wusste, dass ich wieder ein Stück Seelengemeinschaft mit einem Menschen brauchte, der seriös und glaubwürdig war und mit dem ich über mein Erlebnis reden konnte.

Indem Gott Alice noch einmal aus dem Himmel zurückkehren ließ, gab er ihr die Gelegenheit, sich von all ihren Verwandten persönlich zu verabschieden. Acht Tage später ging sie das zweite Mal durch den dünnen Vorhang, um zum Himmel aufzufahren, diesmal für immer. Sie hat-

te die Worte gesagt, für die Gott sie zurückgeschickt hatte, hatte ein letztes Mal Gemeinschaft mit ihren Lieben gehabt und sich im Kreis ihrer Familie aus dieser Welt verabschiedet.



Eine weitere „Himmelskugel“ erlebte ich im Winter 1983 in meinem Büro. Cindy, eine intelligente und selbstbewusste Physiotherapeutin und Mutter, rief mich an und bat um einen Termin, gleich nach ihrer Arbeit. Ihr Mann, Roger, würde nicht mit dabei sein.

Sie trug noch ihre helle Arbeitskleidung von der Schule, in der sie angestellt war. Die dienstliche frische Kleidung wollte so gar nicht zu ihrer Miene passen. Sie sah erschüttert und mitgenommen aus. Die Hände im Schoß berichtete sie mir mit monotoner Stimme, was geschehen war. „Roger hat eine andere und ist ausgezogen. Wir wohnen noch nicht lange hier und ich weiß nicht, wo es hier einen guten Scheidungsanwalt gibt.“ Sie machte eine kurze Pause. „So, jetzt ist es raus.“

Mein Herz wurde weit. Der himmlische Jesus war doch der Helfer der Einsamen und Verletzten! Ich spürte plötzlich eine Kraft und eine Überzeugung in mir, die von woanders herkamen. Eine tiefe Barmherzigkeit – viel tiefer als meine eigene – erfasste mich. Ich beugte mich vor. „Du

brauchst mehr als einen Anwalt, Cindy. Du brauchst einen Freundeskreis. Ich werde dir helfen, ihn aufzubauen.“

Ich sah, wie Cindy innerlich ruhig wurde, als sie sich von Gottes Gegenwart einhüllen ließ. Und was sie spürte, das spürte ich auch: die konzentrierte Liebe Gottes, eine Kostprobe von dem, was ich vor Jahren erlebt hatte, als ich im Licht und im hohen Gras einer Welt stand, die jenseits unserer Welt liegt.

Was in diesem Augenblick geschah und in den darauf folgenden Monaten und Jahren, ging in die Tiefe. Die Worte „Ich werde dir helfen, ihn aufzubauen“ waren der Beginn einer ganz neuen Beziehungswelt, die auch die Handschrift des Himmels trug – Hilfe, Achtsamkeit, Fürsorge. Meine Frau, die ja selbst Physiotherapeutin war, schloss sich dem wachsenden Netz an, das Cindy auffing. Wir griffen ihr unter die Arme, damit sie die richtigen Menschen an ihre Seite bekam, mit denen sie ihr Leben wiederaufbauen konnte. Jede Woche trafen wir sie und ihre Töchter in unserer Gemeinde – im Gottesdienst und im Hauskreis. Die Liebe und Barmherzigkeit Gottes, die wir in jenem Krisen Augenblick gespürt hatten, führte zu vielen heilenden Beziehungen.

Als Cindy ein Jahr später anrief und darum bat, Elaine und mich am Wochenende besuchen zu dürfen, weil sie „Rat in einer nicht finanziellen Angelegenheit“ brauchte, war ich erst etwas in Sorge. Nun, sie kam und eröffnete

uns, dass sie sich beruflich verändern wollte. Sie hatte Medizin studiert, weil sie mit Menschen arbeiten und ihnen helfen wollte, wieder gesund zu werden. Die Stelle, die sie zurzeit im Schulbezirk hatte, war gut. Damit konnte sie Beruf und Familie unter einen Hut bringen, und es brachte mehr Geld als eine Praxis in der Stadt. Aber eigentlich war sie für diese Stelle überqualifiziert und sie merkte, wie sie einzurosten begann. Ihr Herzenswunsch war es, mehr dazu beizutragen, dass Menschen – vor allem Kinder – ihr Leben zurückbekamen.

Elaine und ich sahen beide: Dies hier war eine Berufung. Cindy sehnte sich danach, mehr zu haben als eine Arbeitsstelle. Es war ein Schlüsselmoment, der unter Gottes Segen stand. Uns kamen die Tränen. Cindys Gesicht begann zu strahlen.

In diesem Augenblick wurde Cindy ein anderer Mensch. Sie setzte ihre Entscheidung in die Tat um und trat eine Stelle in einem Krankenhaus in der Stadt an, als Physiotherapeutin für Kinder. Sie verliebte sich richtig in ihre Arbeit. Anstatt ihre Fähigkeiten weiter vor sich hin rosten zu lassen, nahm sie ihre Berufung zur Behandlung von Kindern wieder wahr. Später erzählte sie mir: „Es war gerade so, als ob ich mitten in meiner Arbeit ein Stück Himmel fand.“ Ich glaube, dieser Satz war wahrer, als sie vielleicht ahnte.

Spulen wir vor auf das Jahr 2010. Cindy war inzwischen

zur stellvertretenden Leiterin ihrer Abteilung in dem Krankenhaus aufgestiegen. Eines Tages bat die Personalabteilung sie um ein Gespräch. Man eröffnete ihr, dass sie genügend Punkte für den Ruhestand beisammen hatte. „Sie können jetzt in Rente gehen. Wann möchten Sie die Formulare ausfüllen?“

Cindy rümpfte die Nase. „Muss ich das jetzt schon machen?“, fragte sie. Und mir sagte sie, als wir etwas später ihre finanzielle Situation durchgingen: „Es ist einfach so, dass ich noch nicht aufhören möchte.“

Ich antwortete ihr: „Cindy, du brauchst nicht mehr arbeiten, um dein Brot zu verdienen. Du kannst jederzeit in Rente gehen. Aber das muss nicht bedeuten, dass du zum alten Eisen gehörst.“

Heute, während ich diese Zeilen schreibe, geht Cindy immer noch jeden Tag die eineinhalb Meilen zum Krankenhaus, wo sie arbeitet, und nach Dienstschluss wieder zurück. Sie ist nach wie vor eine attraktive Frau und voller Tatkraft. Cindy erlebt ihren Beruf weiter als Berufung und Auftrag Gottes. Sie tut ihre Arbeit nicht, weil das ihr Job ist, sondern weil sie es als ihren Lebensauftrag sieht, Kinder zu heilen und zu lieben.

Wie reich ihr Leben dadurch geworden ist, lässt sich hier in dieser Welt nicht ermessen. Und begonnen hat es alles mit einer jener merkwürdigen und schönen „Himmelskugeln“.